

Bäume weisen den Himmel

Ein kulturgeschichtlicher Überblick

»Nichts ist heiliger ... als ein schöner, starker Baum.«

»Der freundlich-bewirthenden Linde zu Ebersberg in Baiern« widmete Johann Michael Sailer, der große liberale Theologe seine ›Christlichen Reden an's Christenvolk‹. Unter diesem Baum datierte er 1799 das Vorwort zu seinen Predigten und rühmte die Linde als Ort der Begegnung: »Die Ahnungen des Schönen, das nicht welkt wie das grüne Laub; des Guten, das nicht abfällt wie das falbe Blatt; des Harmonischen, das nicht verstummt wie das Lied der Lerchen ... alle die Ahnungen besserer Welten, die unsere Seelen durchschauerten, wenn wir im Schatten der Linde gelagert ihren schwankenden Gipfel und die rauschenden Blätter und die unverabredeten Concerts der munteren Sänger auf ihren Zweigen und die accompagnierenden Lüfte etc. an unser Herz ließen« – all diese Ahnungen weckten »Wahrheit und Segen« für Sailer »und für alle Menschen«.

Mit diesem Bekenntnis steht Sailer nicht allein. »Nichts ist heiliger, nichts ist vorbildlicher als ein schöner, starker Baum«, schrieb Hermann Hesse 1920. Zu allen Zeiten, in allen Ländern haben Menschen in Bäumen ihr Ebenbild gesehen und verehrt. Das ist kein Wunder. Sie ähneln uns an Gestalt: Der Stamm ist der Körper, die Rinde die Haut, das Harz ist das Blut, die Äste sind die Glieder, die »Krone« ist der Kopf und das Blattwerk das Haupthaar. Fragen wir nach der Herkunft eines Menschen, so geht es um seine »Wurzeln«, die *roots*. Bäume übertreffen uns in der Größe, in der Standhaftigkeit und im Alter, das sie erreichen. Sie gleichen uns in der Bindung an den Boden, in dem Streben nach Licht und Höhe, sie weisen den Himmel, hin zu Gott. Der Fromme, heißt es im ersten Psalm, »ist wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist, der zur rechten Zeit seine Frucht bringt und dessen Blätter nicht welken. Alles, was er tut, wird ihm gut gelingen.«

Bäume machen die Zeit sichtbar. Das frische Grün zeigt das Frühjahr an, das dunkle den Sommer, das bunte Laub den Herbst. Kahl im Winter erfreut uns das Filigran der Blattstruktur. Kein Baum gleicht dem anderen. So wie wir Menschen im Laufe des Lebens unsere jeweilige Eigenart entfalten, so gewinnen Bäume mit den Jahren ihre Individualität. Bäume blühen und fruchten – auch alte Bäume tun dies und lehren uns, auch in späten Jahren noch Gutes zu leisten.

Alte Bäume gebieten Ehrfurcht. Sie haben im Gegensatz zu Büschen und Blumen einen geradezu persönlichen Charakter. Er wird bestimmt durch die Bedingungen ihres Wachstums: einerseits durch ihre genetische

Disposition, andererseits durch Licht und Boden ihres Standorts. Erbgut und Umwelt sind ja ebenso entscheidend für unsere eigene Entwicklung. Sie ist in der Kindheit stärker beeinflussbar als in späterer Zeit, so wie ein junger Baum noch geradegezogen werden kann, was bei einem älteren nicht mehr möglich ist. Das lesen wir schon im Grimmschen Märchen vom Meisterdieb: Menschen und Bäume muß man ziehen, solange sie jung sind (KHM 192).

Von Götterbäumen und Baumnympfen

Bäume boten stets unentbehrliche Hilfe in der Zivilisationsgeschichte. Holz war der wichtigste Werkstoff. Er diente zur Stielung von Steinbeilen und bildete die einzige Energiequelle zur Entzündung von Feuer, das die Metallgewinnung ermöglichte. Zu Recht bemerkt schon der ältere Plinius, Bäume seien das beste Geschenk der Götter an die Menschen. Aber Bäume sind nicht nur nützlich, sondern auch schön. Wer das nicht sieht, ist blind oder seiner Augen nicht würdig. Verwundert es danach, dass Bäume als heilig erachtet wurden? Die alten Griechen glaubten – neben der Prometheus-Sage – die ersten Menschen seien aus Bäumen entstanden, und erzählen, Menschen hätten sich in Bäume verwandelt: Daphne in einen Lorbeerbaum, Philemon in eine Eiche und Baucis in eine Linde. Es heißt, Bäume seien von göttlichen Dryaden, von Baumnympfen bewohnt, die den Baumfrevler bestrafen. Die Hamadryade galt als die Seele des Baumes. Der ältere Cato überliefert eine Sühnegebet und ein Opfergelübde, das nach römischer Sitte fällig war, ehe man einen Baum umhieb.

In den frühen Religionen besaßen Bäume eine numinose Dignität. Sie wurden selbst als Götter verehrt oder als deren Symbol, als deren Wohnsitz betrachtet. So die Bäume der Aschera bei den Kanaanäern im alten Israel. Religiöse Schlüsselereignisse fanden oder finden unter einem Baum statt, denken wir an den Baum der Erkenntnis im Garten Eden, dessen »Früchte« allerdings keine Äpfel, sondern Feigen waren, oder an die Eiche Abrahams bei Mamre, wo nach dem Buch Genesis Gott dem Erzvater die Geburt Isaaks verkündete. Unter diesem Baum begingen noch unter Kaiser Konstantin Juden, Christen und heidnische Araber gemeinsam ein »ökumenisches« Jahresfest, bis der fromme Kaiser das verbot.

Bei den Götterbäumen in Asien steht voran Buddhas Feigenbaum von Bodh-Gaya, unter dem nach der Legende dem fastenden Prinzen Gautama die Erleuchtung zuteil geworden sein soll. Der Ort ist heute ein Pilgerzentrum, jährlich besucht vom Dalai Lama. Erst nach dem Tode erreichbar ist der aus Juwelen gebildete Tuba-Baum im Paradies der Muslime, dessen Schatten ein Reiter auch in hundert Jahren nicht ausmisst.

Im Schatten der Bäume

Bevor die Menschen Tempel bauten, fand der Gottesdienst in heiligen Hainen statt. Dort war man dem Himmel näher als auf freiem Feld oder in offenen Höfen. Die ältesten Kultstätten der Griechen lassen das erkennen. Im Zeusheiligtum von Dodona in Epirus stand schon zur Zeit Homers eine hohe Eiche, die durch das Rauschen ihrer Blätter und das Gurren der Tauben auf ihren Ästen den barfüßigen Priestern die Zukunft der Fragesteller verkündete. Im heiligen Bezirk des Zeusheiligtums von Olympia verehrte man den angeblich auf Herakles zurückgehenden Ölbaum Kallistephanos, mit dessen Zweigen die Sieger der Wettkämpfe bekränzt wurden. Das war die »Goldmedaille«. Auf der Insel Delos in der Ägäis zeigte man die Palme, unter der Leto ihren Kindern Artemis und Apollon das Leben geschenkt hatte, und auf der Akropolis wuchs vor dem Erechtheion der Ölbaum der Athena, der nach dem Brand in den Perserkriegen 479 v. Chr. wieder ausshlug und damit die Erneuerung der Stadt verhiess.

Als Reminiszenz an eine urtümliche Naturreligion wurden den griechischen Göttern als Attribute bestimmte Tiere und Bäume zugeordnet: dem Zeus der Adler und die Eiche, der Hera der Kuckuck und die Weide, dem Apoll der Schwan und der Lorbeer, der Athena die Eule und der Ölbaum, dem Dionysos der Panther und der Weinstock, der Aphrodite die Taube und die Myrte.

Wie in der Religion so begegnen uns Bäume auch in der Philosophie. Sie wurde nicht wie bei uns an nächtlichen Schreibtischen produziert, und Bildung wurde nicht in geschlossenen Räumen vermittelt, sondern beides geschah im Schatten der Bäume. Sokrates disputierte mit seinen Schülern in Athen unter den Platanen am Wasser des Ilissos über die Unsterblichkeit der Seele; Platon lebte und lehrte im Hain des Akademos, Epikur philosophierte in seinem Garten beim Dipylon über Gottesbilder. Alexander dem Großen wurde nach der Sage in Indien von redenden Bäumen, dem Baum der Sonne und des Mondes, sein nahes Ende vorausgesagt.

»Unter der Linde, auf der Heide ...«

Die Liebe zu Bäumen ist gleichfalls für die Römer bezeugt. Ihr kultischer Mittelpunkt, der Tempel der kapitolinischen Trias, stand auf dem Platz, an dem zuvor an einer Eiche Jupiters der Stadtgründer Romulus seine Beutewaffen aufgehängt haben soll. Wir kennen aus späterer Zeit eine ganze Reihe von Götterbäumen, meist Jupiter-Eichen. Auch mehrere heilige Haine sind bezeugt, so auf dem Caelius und dem Aventin, an der Porta Capena und am Nemi-See auf den Albanerbergen. Dort wurden hocharchaische Riten vollzogen, ebenso im Hain der Arvalbruderschaft, in den kein Eisengerät gebracht werden durfte. Die berühmten Zypressen des Apollon-Haines von Daphne beim syrischen Antiochia wurden von dem christli-

chen Kaiser Theodosius 379 aus gegebenem Anlaß unter Naturschutz gestellt.

Geweihete Bäume gab es ebenso bei den Kelten und bei den Germanen. Beide Völker verehrten ihre Götter in heiligen Hainen. Der zentrale Kultplatz der Druiden, der »Eichenpriester« Galliens, lag im Stammesgebiet der Carnuten um Chartres. Dort schnitten sie mit goldener Sichel die Mistel von der Eiche für den Zaubersaft, wie Plinius bezeugt (und Asterix bestätigt). Eine ähnliche Funktion hatte bei den Germanen der Hain der Erdgöttin Nerthus, den Tacitus nennt.

Der bekannteste Kultbaum der Kelten stand beim Domrémy in Lothringen. Er war später der Jungfrau Maria geweiht und Mittelpunkt eines Jahresfestes. Jeanne d'Arc nahm teil an ihm, das wurde ihr als Hexerei zur Last gelegt. 1431 starb sie zu Rouen auf dem Scheiterhaufen. Meist haben die Missionare die von den Heiden verehrten Bäume jedoch gefällt, so der heilige Martin von Tours um 400, als er begleitet von »bewaffneten Engeln« durch Gallien zog, so 723 Bonifatius, als er im Schutz fränkischer Krieger die Donar-Eiche der Chatten bei Fritzlar umhauen ließ. Aus dem Holz erbaute er eine Petrus-Kapelle, die Vorgängerin des Fritzlarer Doms. Dem frommen Dendroklastus zum Trotz lebten in der Folklore Baumfeste fort bis in die Gegenwart. Es entstanden in christlicher Zeit sogar neue: der Maibaum in Süddeutschland und der Weihnachtsbaum, der aus dem Elsaß im 16. Jahrhundert bezeugt ist und den Siegeszug um die Welt hinter sich hat. Seit 1891 steht er alljährlich vor dem Weißen Haus in Washington und neuerdings auch in den Empfangshallen der größeren Hotels in China.

Im Mittelalter zeigt sich die Liebe zu den Bäumen, namentlich zur Linde, insbesondere in der Dichtung. »Unter der Linde, auf der Heide« beginnt das schönste Liebesgedicht des Mittelhochdeutschen bei Walther von der Vogelweide. In den großen Epen über Stoffe der Artussage und im Nibelungenlied spielen Schlüsselszenen regelmäßig unter Linden: Begegnungen, Träume, Zweikämpfe und Gerichtsverhandlungen. Letzteres spiegelt die in ganz Mitteleuropa verbreitete Sitte, im Freien unter alten Bäumen Gericht zu halten, denken wir nur an die Femelinden in Westfalen. Auch hochpolitische Ereignisse spielten unter markanten Bäumen: die Königswahl Karls IV. durch die deutschen Kurfürsten im Baumgarten zu Rhense 1348, die Stiftung des Grauen Bundes 1424 zu Truns in »Graubünden« und die Vorverhandlungen des Westfälischen Friedens 1648 unter einer hohen Eiche im Habichtswald bei Kassel. Der Freiheitsbaum war das Symbol der Französischen Revolution. Wo keine Eiche zur Verfügung stand, errichtete man eine Stange, behängt mit blau-weiß-roten Symbolen.

Vom chinesischen Gingko und der deutschen Eiche

Bäume waren Orte der Beratung, der Begegnung und der Besinnung. Sie sind Orte der Andacht und ein Lieblingsthema der Esoterik. Es gibt Bäume

des Lebens und Bäume des Todes, Bäume der Liebe und Bäume der Erinnerung. Bäume spenden Freude und Hoffnung, Kraft und Trost. Bäume bereichern die Landschaft, schmücken Plätze und Straßen, Friedhöfe und Gärten. Während unsere Tierwelt den Bären, den Wolf, den Luchs und anderes Großwild verlor, gewann die Flora an Zuwachs. Zahlreiche Neulinge wurden eingeführt: aus dem Süden die Platane und die Obstbäume, aus dem Orient die Orange, der Flieder und die Roßkastanie, aus Amerika die Robinie, die Roteiche und die Weymuthskiefer.

Der chinesische Ginkgo hat Goethe zu einem seiner meistzitierten Liebesgedichte in seinem ›West-östlichen Diwan‹ inspiriert. Der Dichter hatte überhaupt ein inniges Verhältnis zu Bäumen. Er hat sie gezeichnet und bedichtet. An seinem letzten Geburtstag, am 28. August 1831 besuchte er noch einmal die »Dicke Eiche« bei Ilmenau und nahm Abschied von ihr. Der Baum steht in einem Steinkreis und wurde zweimal nachgepflanzt. Heute führt über die Stelle eine Autobahn-Auffahrt zur A 71.

In einer Szene seines ›Wilhelm Meister‹ nennt Goethe die Eiche den »deutschen Baum«. Wiewohl er bei anderen Völkern – den Engländern, Iren, Balten und Basken zumal – nicht weniger hochgeschätzt wird als bei uns, wurde er im 19. Jahrhundert zum deutschen Nationalsymbol, so wie die Zeder für die Libanesen, der Ahorn für die Kanadier, der Affenbrotbaum für den Senegalesen. Wir kennen ihn aus dem ›Kleinen Prinzen‹. Der deutsche Eichenkult begann nach weit zurückreichender Tradition intensiv mit der Germanenromantik des Dichters Klopstock und der Stiftung des Göttinger Hainbunds durch sechs poetische Jünglinge in mondheller Nacht am 12. September 1772 an der alten Eiche bei Weende. Ihre Gedichte erreichten Berlin. Als Friedrich Wilhelm III. am 10. März 1813, am dritten Todestag der Königin Luise, das eiserne Kreuz stiftete, belegte er es mit drei Eichenblättern. Auf dem Wappen der Bismarcks erscheinen sie schon 1365. Seit den Freiheitskriegen ist Eichenlaub ein deutsches Nationalsymbol, das tatsächlich alle politischen Systemwechsel überdauert hat: von der wilhelminischen zur Weimarer Zeit, das NS-Regime und die SED-Herrschaft. Das zeigen die Münzen der jeweiligen Zeit bis zur Bundesrepublik, und noch der Euro-Cent.

»Waldeinsamkeit, die mich erfreut ...«

Unser Verhältnis zu den Bäumen ist nachhaltig durch die Romantik geprägt, als an die Stelle der kalten Vernunftkultur der Aufklärung, die alles in kritischer Distanz betrachtete, eine neuartige, gefühlsbetonte Naturverbundenheit trat. Das dokumentiert sich in den Baumbildern von Caspar David Friedrich, Carl Gustav Carus und Moritz von Schwind. Als der romantische Eichenhain von Olevano in den Sabinerbergen in Eisenbahnschwellen verwandelt werden sollte, wurde er durch großzügige Spenden 1873 zu einer deutschen Künstlerkolonie.

Die romantische Literatur schätzte das Baumthema nicht weniger. Das sehen wir in vielen Märchen der Brüder Grimm, sowie im Ideal der Waldeinsamkeit 1797 bei Ludwig Tieck: »Waldeinsamkeit, / die mich erfreut, / so morgen wie heut, / in ewiger Zeit.« Der Wald als Bild des Volkes, wo die Gemeinschaft den geraden Wuchs erzwingt, erscheint 1784 bei Immanuel Kant, es blieb populär. Älter war das Modell des Baumes für das Zusammenleben, so bei Herder 1774. Schon die Bibel kennt dieses Baumgleichnis. Der 80. Psalm beschreibt das Volk Israel als einen riesigen Weinstock, von Gott gepflanzt. Jesus sagt bei Johannes (15,1ff.): »Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben«, und Paulus verbildlicht im Römerbrief (11,17ff.) das Verhältnis zwischen Judenchristen und Heidenchristen mit einem Ölbaum, dem er als Gärtner letztere aufgepfropft habe.

Die weiteste Fassung der Metapher bietet das Tagebuch Marc Aurels († 180 n. Chr.), der die gesamte Menschheit mit einem Baum verglich und daraus im stoischen Sinn die Pflicht zu humanitärer Solidarität ableitete: Wer auch nur einen Zweig abreißt, der beschädigt den Baum als ganzen! So sind der Baum und der Wald Sinnbilder für den Menschen in allen Lebensbereichen, sogar in der Architektur. Denn der Blick in einen hochstämmigen Buchenforst muss den Baumeistern unserer spätgotischen Kathedralen vorgeschwebt haben. Bäume weisen den Himmel.

ALEXANDER DEMANDT, *geb. 1937, lehrte bis zu seiner Emeritierung als Professor für Alte Geschichte an der Freien Universität Berlin.*

Pflanz einen Baum

*Pflanz einen Baum,
Und kannst du auch nicht ahnen,
Wer einst in seinem Schatten tanzt,
Bedenke Mensch:
Es haben deine Ahnen,
Eh' sie dich kannten,
Auch für dich gepflanzt!*
MAX BEWER